

ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFT

© 2003 Friedrich Veitl, Metropol-Verlag
Kurfürstenstraße 135, 10785 Berlin, Telefon (030) 23 00 46 23, Fax (030) 2 65 05 18
Internet: <http://www.metropol-verlag.de>
e-mail: veitl@metropol-verlag.de

Redaktion:

Friedrich Veitl (verantwortlich), Jürgen Danyel,
Detlev Kraack und Norbert Seidel
Ernst-Reuter-Platz 7, 10587 Berlin
Telefon (030) 31 42 54 89
e-mail: redzfg@mailbox.tu-berlin.de
Internet: <http://www.metropol-verlag.de>

Bestellungen bitte an den Verlag. Vertrieb und Anzeigenannahme: Metropol-Verlag Berlin.
Manuskripte nach Vorabsprache an die Redaktion senden (angenommene Manuskripte nach
Möglichkeit im rtf-Format speichern und per e-mail an veitl@metropol-verlag.de schicken).
Für unverlangt eingegangene Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.
Die ZfG veröffentlicht keine Zweitdrucke bereits erschienener Aufsätze sowie keine auch
andernorts zur Veröffentlichung angebotenen Beiträge. Die Auswahl der Bücher zur Rezen-
sion behält sich die Redaktion vor.
Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift erscheint monatlich.
Einzelheftpreis 12,- EURO (zuzügl. Versandkosten und Porto);
Jahresbezugspreis Inland 121,70 EURO (einschl. Versand und Porto);
Ausland 121,70,- EURO (zuzügl. 12,- EURO Versand und Porto);
Studentenvorzugsabonnement: 91,50 EURO; alle Preise einschl. Mehrwertsteuer.
Der Abonnent kann seine Bestellung innerhalb von sieben Tagen schriftlich beim Verlag
widerrufen. Zur Fristwahrung genügt das Datum des Poststempels. Das Abonnement verlän-
gert sich zu den jeweils geltenden Bedingungen um ein Jahr, wenn es nicht zwei Monate vor
Jahresende schriftlich gekündigt wird.

Die *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* erscheint monatlich im Metropol-Verlag. Sie ist
ein Fachorgan für Historiker, Geschichtslehrer, Archivare, Studierende und Interessenten an
Geschichte und verwandten Disziplinen wie Völkerkunde, Politische Wissenschaft, Altertums-
wissenschaften, Kunstgeschichte u. a.

Die *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* veröffentlicht Beiträge zu zentralen Problemen
der deutschen Geschichte, der europäischen und Universalgeschichte sowie zu Fragen der
Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung.

Die *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* hat einen umfangreichen Rezensionsteil. In jedem
Heft werden bis zu 40 Neuerscheinungen besprochen.

INHALT

Rausch und Diktatur

- ÁRPÁD V. KLIMÓ · MALTE ROLF: Rausch und Diktatur 877
- MATTHIAS BRAUN: Vremja Golovokruženija – Zeit des Schwindels
*Der alkoholische Rausch als Geste kulturellen Beharrens in der
Sowjetunion der 1920er- und 1930er-Jahre* 896
- CHRISTOPH KÜHBERGER: Sexualisierter Rausch in der Diktatur
*Geschlecht und Masse im italienischen Faschismus und
deutschen Nationalsozialismus* 912
- KAREN KRÜGER: Worte der Gewalt:
Das Radio und der kollektive Bluttausch in Rwanda 1994 923

REZENSIONEN

Allgemeines

- JÖRN RÜSEN: *Kann gestern besser werden? Essays zum Bedenken der Zeit.*
Berlin 2003
(Stefan Jordan) 940
- MONIKA FLACKE (Hrsg.): *Mythen der Nationen: Ein europäisches Panorama.*
München 2001
(Ulrich Arnswald/Jens Kertscher) 941
- GEOFF ELEY: *Forging Democracy. The History of the Left in Europe,
1850–2000.* Oxford 2002
(Stefan Vogt) 942

Altertum

- NICHOLAS HAMMOND: *Alexander der Große. Feldherr und Staatsmann.*
Biographie. Aus dem Englischen von Martin Pfeiffer.
München/Berlin 2001
- MICHAEL PFROMMER: *Alexander der Große. Auf den Spuren eines Mythos.*
Mainz 2001
(Alexander Reck) 944

Allgemeines

JÖRN RÜSEN: *Kann gestern besser werden? Essays zum Bedenken der Zeit*. Kulturverlag Kadmos, Berlin 2003, 160 S.

Geschichte: Das ist für Jörn Rüsen eine wesentliche Möglichkeit, das je eigene menschliche Leben zu deuten und ihm Sinn abzugewinnen. Die (historische) Sinnbildung wiederum steht für den Direktor des Essener Kulturwissenschaftlichen Instituts im Zentrum eines menschlichen Geschehens, das er als „Kultur“ bezeichnet. Historisches Denken ist Interpretation und Faktor von Kultur und damit von Wissenschaft und Lebenspraxis. Über das Funktionieren von „Geschichte im Kulturprozeß“ handelte Rüsens gleich lautende, letzte Monographie. Von den vier im vorliegenden Band veröffentlichten Essays knüpfen drei an die darin ausgebreiteten Gedanken an. Eine Sonderstellung nimmt ein Beitrag ein, der der Konzeption eines „Europäischen Geschichtsbeußtseins“ gewidmet ist, in seiner Kürze aber kaum über die mittlerweile etwas angestaubten bildungsreforminspirierten Curriculumsdiskussionen hinausführt, deren nationale Beschränkung er zu transzendieren sucht.

Zwei für die gesamten Ausführungen zentrale Begriffe werden im ersten Aufsatz eingeführt, der denselben Titel wie der Band trägt: Es sind „Zeitverlaufsvorstellung“ und „Handlungszielkompatibilität“. Wenn dem historischen Wissen, so Rüsens These, eine Orientierungsfunktion für das menschliche Leben zukomme, so benötige es hierzu ein spezifisches Mittel. Dieses Mittel sei die Zeitverlaufsvorstellung, die Rüsen als Knotenpunkt zwischen gegenwärtiger Lebenspraxis, Erfahrungen der Vergangenheit und Erwartungen der Zukunft versteht. „Mit ihr fügt sich das Bild der Vergangenheit in den kulturellen Orientierungsrahmen der gegenwärtigen Lebenspra-

xis ein. Und in diesem Gefüge wird die Vergangenheit ‚besser‘. Das will heißen: Sie wird im Rahmen der für das historische Denken maßgeblichen Zeitverlaufsvorstellung *handlungszielkompatibel*“ (S. 26 f.). Die Denkfigur, dass historisches Denken notwendig teleologisch ist, weil es an handlungsleitende Zukunftsperspektiven gebunden ist, die ebenfalls teleologisch sind, erinnert an die Kosellecksche Verschränkung von „Erfahrung“ und „Erwartung“. Anders als bei dieser jedoch mündet Rüsens Vorstellung in eine ethische Zielrichtung: Die Vergangenheit kann „besser“ werden, wenn ihre Tatsachen erkannt und gedeutet werden und sich dadurch die Bedeutung und das Sinnbildungspotenzial des Vergangenen für Gegenwart und Zukunft verbessern (S. 35 f.).

Rüsens Ausführungen überschreiten nicht nur im ersten Beitrag die Grenze von der Geschichtstheorie zur Praktischen Philosophie. Die Terminologie des gesamten Bands ist politisch und ethisch hoch aufgeladen. So unterscheidet der zweite Aufsatz, „Geschichte verantworten“ drei Formen der Verantwortung des Historikers. Dieser trage Verantwortung für die Gegenwart, weil Geschichte kulturelle Orientierung bedeute (S. 52); er trage Verantwortung für die Zukunft im Sinne der eben beschriebenen Bindung des historischen Denkens an handlungsleitende Zukunftsperspektiven (S. 57); und er trage Verantwortung für die Vergangenheit. Hier sieht der Autor drei Möglichkeiten, dieser Verantwortung gerecht zu werden: Erstens, „indem man den Toten Gerechtigkeit widerfahren lässt“. Hierunter versteht Rüsen, dass das Wertesystem der Vergangenheit mit dem der Gegenwart verschmolzen werden muss, damit der Fehler einer Messung des Vergangenen an damaligen Maßstäben ebenso vermieden werde wie der Fehler einer Aburteilung nach neueren ethischen Anschauungen. Zweitens werde man der Verantwortung für die Vergangenheit gerecht, „indem man die normative Erbschaft annimmt: die Er-

runtschaften und die Verfehlungen, aber auch die Verbrechen vergangener Generationen durch die späteren“: Zwar treffe die später Geborenen die Schuld der Vorfahren nicht direkt, gleichwohl müsse die eigene Unschuld mit der historischen Schuld verbunden werden. Drittens schließlich übernehme man Verantwortung für die Vergangenheit, „indem man sich selbst zum Adressaten der Erwartungen und Befürchtungen der Menschen in der Vergangenheit macht“ (S. 66). „Wir sind erwartet worden“, zitiert Rüsen in diesem Zusammenhang Walter Benjamin.

Man wird diesen Analysen, die die Bedeutung historischen Denkens in der Gegenwart stärken helfen, sicherlich zustimmen. Gleichwohl ist Rüsens Sprache irritierend: Das „Erwartet-worden-sein“, die „Gerechtigkeit gegenüber den Toten“ und gar die „Annahme des Erbes“ waren bislang häufig mit Formen irrationalen Denkens verbunden, die oft in politisch ungunstigen Zusammenhängen standen. Dieser ältere Verwendungskontext hätte zumindest miterwähnt werden sollen, wenn an diesen Begriffen festgehalten werden muss.

Nüchterner ist der letzte Aufsatz mit dem Titel „Was ist Geschichte?“, der als Versuch zu werten ist, ein globales Geschichtsverständnis durch die Kategorie der Zeitlichkeit als anthropologischer Konstante zu definieren: „Geschichte ist Sinnbildung über Zeiterfahrung“ (S. 110). Dass diese Sinnbildung – auch wenn sie in Verbindung mit globalen Zusammenhängen geleistet wird – immer „westlich“ ethnozentriert ist, scheint die Absicht von Rüsens Ausführungen zunächst zu konterkarieren. Er macht nämlich geltend, dass Geschichtsdenken auch im Zeitalter der Globalisierung nicht auf methodische Rationalität und universelle Regulative der Kommunikation verzichten könne und diese originär mit dem westlichen Denken verbunden seien. Als Ausweg aus diesem Dilemma schlägt Rüsen als „universelle Regulative des historischen Denkens und der Geschichtskultur“ den „Grundsatz einer wechselseitigen und damit universellen Anerkennung von Differenz und Besonderheit“ vor (S. 138). Dem ist zuzustimmen – doch wie soll dies umzusetzen sein? Der Band, der viele Anregungen enthält, über die weiter nachzudenken lohnt, bleibt anwendungsbezogene Antworten schuldig, obwohl hinter seinem markanten Titel die deutliche Absicht des Autors zu erkennen ist, Geschichte so zu gestalten, dass nicht nur gestern, sondern auch morgen besser wird.

Stefan Jordan

MONIKA FLACKE (Hrsg.): *Mythen der Nationen: Ein europäisches Panorama*. Koehler & Amelang, München, 2001, 600 S.

Erst infolge der Erschütterungen durch die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege entwickelte sich in den meisten Ländern Europas Nationalbewusstsein im heutigen Sinne. Bis in das frühe 19. Jahrhundert war Nationalbewusstsein als Zusammengehörigkeitsgefühl einer ethnisch, sprachlich-kulturell oder staatlich definierten Gemeinschaft in den meisten Ländern Europas nur ansatzweise vorhanden. Die Bildung von Nationen war das Resultat eines Modernisierungsprozesses, der ein bestimmtes Niveau gesellschaftlicher und ökonomischer Entwicklung voraussetzte. Um die Existenz der eigenen Nation zu begründen, ging man in ganz Europa daran, nationale Identitäten zu stiften. Dazu bediente man sich überlieferter Begebenheiten der Vergangenheit, die man in der Kunst wie in der Literatur und in der Geschichtsschreibung, nicht zuletzt auch in der Alltagskultur immer wieder einfließen ließ. Sie wurden zu nationalen Mythen stilisiert.

Der vorliegende Band zeichnet in einer umfassenden Betrachtung nach, welche Wege man hierbei in Kunst, Alltagskultur wie auch in der Geschichtsschreibung beschritt. Er trägt dazu bei, nationale Mythenbildung als etwas den europäischen Gesellschaften über alles Trennende hinweg Gemeinsames begreifbar zu machen. Die Autoren stellen in ihren Beiträgen jeweils fünf Ereignisse vor, die im 19. Jahrhundert für ihre Nation von zentraler Bedeutung waren, ihren emotionalen Haushalt bestimmten und in der Kunst, im Kunstgewerbe, in der Literatur, in den Schulbüchern, den illustrierten Geschichten, kurz in den Massenmedien unentwegt „erzählt“ und so zum festen Bestand der Erinnerung wurden.

Am Anfang des 21. Jahrhunderts schießt sich Europa nun an, eine neue Lebensform zu finden, die das Unverzichtbare des Nationalen einschließt, um gleichzeitig eine supranationale Identität zu stiften, die die destruktiven Tendenzen des Nationalismus für immer bannen soll. Dies zwingt zur Rückbesinnung und zu Vergleichen. Namhafte Autoren gehen der Frage nach, welche Wege beschritten wurden, um eine nationale Identität zu schaffen. Die Entwicklung in siebzehn europäischen Staaten sowie parallel in den Vereinigten Staaten von Amerika wird dargestellt, wobei die Beiträge zusammen mit zahlreichen Illustrationen vor Augen führen, dass

1 Jörn Rüsen, *Geschichte im Kulturprozeß*, Köln/Weimar/Wien 2002; siehe die Rezension hierzu in: *ZfG* 51 (2003), S. 359 f.

man durchaus vergleichbare Motive und Ausdrucksmittel verwendete, um eine eigene nationale Erinnerung zu schaffen und sich nach außen abzugrenzen.

Heute noch sind wir stark beeinflusst von den Geschichten, die im 19. Jahrhundert erfunden, ja geradezu konstruiert wurden, um ein ideologisches Fundament für die Gründung der Nationen gießen zu können. Beinahe alle Nationen legten sich Begründungen für ihre Existenz zurecht, die überall und immer wieder mit großem Pathos rezipiert wurden. Die wesentliche hieß „Freiheit“, was aber häufig auf Befreiung von der Vorherrschaft einer anderen Nation oder von überkommenen Strukturen abzielte. Ein zweiter großer Schwerpunkt war der Glaube. Im Mittelpunkt der nationalen „Erinnerung“ standen Kriege, die den Eindruck entstehen ließen, dass die Nationen ihre Identität aus Blutströmen geschöpft hätten. Ein weiteres gewichtiges Thema waren die Ursprungsmythen, die zumeist als Ereignisse aus dem Nebel der Vergangenheit oder gar als Legenden aufgegriffen wurden, um das Gründungsdatum der Nation früher datieren und eine historische Kontinuität konstruieren zu können.

Wer vergessen muss, zugleich aber Gemeinsamkeiten stiften möchte, wendet sich den Mythen zu, denn diese funktionieren wie das, was die Psychoanalytiker eine Deckerinnerung nennen. Sie ersetzen geschichtliche Erfahrungen, die nicht erinnert werden können, weil sie der Verdrängung anheim gefallen sind, durch Erzählungen von den ruhmreichen Anfängen einer Nation. Auf diese Weise helfen Mythen, unvermeidliche Unsicherheiten in geschichtlichen Umbruchsituationen zu bewältigen. Eine mythische Zeit entsteht durch die Rückprojektion gegenwärtiger Verhältnisse in die Vergangenheit. Dass der Mythos auf viele trotz solcher Ungereimtheiten überzeugender als historische Forschung wirkte, lag darin begründet, dass er Sicherheit bot, wo sie Skepsis forderte, und Antwort wusste, wo sie aus Zweifel und Wahrheitsliebe Fragen offen ließ. Der Mythos lebt geradezu von den Defiziten der Geschichtsschreibung, denn er befriedigt das Bedürfnis nach eindeutigen Ursprüngen, klaren Zuordnungen, festen Identitäten und glaubwürdigen Zielvorgaben. Die Historiografie, sofern sie sich nicht der Propagierung nationaler Größe verschreibt, muss dies ungestillt lassen.

Wurden Nationen durch die Dissoziation größerer vernationaler Zusammenhänge geschaffen, so kam den Mythen die Aufgabe zu, die bisherigen Loyalitäten und Verbindungen

aufzulösen, bestehende Hierarchien zu entkräften und zugleich neue Gemeinsamkeiten, Erfahrungsräume und Erkenntniszeichen zu stiften. Dazu nahmen sie historische und geografische Umwertungen vor, die zu belegen suchten, weshalb die nationalen Teilstücke bedeutender waren als die vernationalen Ganzheiten, aus denen sie herausgelöst werden sollten. Die Nation, der Mythos und die Bildproduktion waren wirkungsvolle Dispositive. Neben der Leistung der Bilder, Geschichte in Zeichen zu verwandeln, Imaginiertem den Anschein des Wirklichen zu verleihen und aus Fiktionen Normen zu gewinnen, trug auch ihre Fähigkeit bei, ein Publikum schaffen zu können. In erzählerischer Form legten nationale Mythen die Eigenschaften und Kompetenzen fest, über die verfügen musste, wer den von ihnen konstituierten Gruppen angehören wollte. So gewannen sie der Geschichte Regeln ab, anhand derer über die Zugehörigkeit zu einer nationalen Gemeinschaft entschieden werden konnte. Die dabei formulierten Bedingungen von In- beziehungsweise Exklusion waren modern, weil sie sich über ältere Zugehörigkeitsregeln, etwa familiärer, clanhafter oder ständischer Natur, hinwegsetzten und auf die Schaffung größerer gesellschaftlicher und letztlich auch politischer Einheiten zielten.

Dem Band gelingt ein repräsentativer Überblick über die Mythenbildung in Europa. Das Buch blättert die mehr als zweitausendjährige Geschichte Europas und seiner Nationen mit all ihren Gemeinsamkeiten, Widersprüchen und Verwerfungen auf. Im deutschen Sprachraum findet sich keine materialreichere Darstellung zu diesem Thema. Der von *Monika Flacke* herausgegebene Band setzt somit neue Impulse nicht nur für die Geschichtswissenschaft, sondern auch für den transdisziplinären Austausch.

Ulrich Arnswald/Jens Kertscher

GEOFF ELEY: *Forging Democracy. The History of the Left in Europe, 1850–2000*. Oxford University Press, Oxford 2002, 698 S.

Die europäische Geschichte der letzten 150 Jahre als eine Geschichte der Linken zu schreiben ist ein schon lange fälliges Unternehmen. *Geoff Eley* ruft mit seinem Werk in Erinnerung, wie sehr die demokratischen und sozialen Errungenschaften des 20. Jahrhunderts Errungenschaften der Linken sind, und dies zu einer Zeit, in der sich nur noch wenige Unbelehrbare als Linke ver-

stehen. Der Autor selbst zählt dazu. „Forging Democracy“ ist daher nicht nur Geschichtsschreibung von hoher Qualität, sondern auch ein Stück Selbstvergewisserung einer Linken im Übergang zum 21. Jahrhundert.

Eley präsentiert die europäische Geschichte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit profunder Kenntnis als einen kontinuierlichen Kampf um die Durchsetzung politischer und sozialer Emanzipation, der von vielen Niederlagen gekennzeichnet ist, letztlich aber doch eine fundamentale Veränderung der europäischen Zivilisation bewirken konnte. Seine Wegmarken bilden die Entstehung der Arbeiterbewegung in den 1860er-Jahren, die revolutionären Umbrüche zwischen 1917 und 1923 und die Auseinandersetzung mit Faschismus und Nationalsozialismus in den 1940er-Jahren. Entgegen dem Zeitgeist beharrt Eley darauf, dass diese Emanzipation nur durch Revolutionen und radikales Infragestellen der Verhältnisse möglich war.

Zu diesen Wegmarken zählt Eley auch die 1960er-Jahre, die jedoch außer dem Durchbruch für demokratische Forderungen auch den Anfang vom Ende der klassischen Linken bedeuteten. Er konstatiert, dass mit den fundamentalen sozio-ökonomischen Veränderungen die Basis für das sozialdemokratische Nachkriegsmodell in den westeuropäischen Staaten unwiederbringlich verloren gehen musste. Dies ist an sich keine neue Erkenntnis. Doch zeigt Eley auch, dass damit das Ende für alle Reformversuche innerhalb des an der Sowjetunion orientierten Kommunismus verbunden war. Denn sowohl mit dem Eurokommunismus der 70er-Jahre als auch mit der Perestroika der 80er-Jahre sollte zu einem Zeitpunkt ein sozialdemokratisches Modell übernommen werden, an dem dies historisch überholt und von den westeuropäischen Sozialdemokratien bereits aufgegeben war.

Eleys Werk ist nicht als Neuinterpretation der europäischen Geschichte konzipiert, sondern als Versuch, aus einer Perspektive der bewussten Teilnahme diese Geschichte neu zu erzählen. Es bietet daher weniger innovative Forschungsergebnisse denn die Weigerung, sich an der Revision kritischer Geschichtsschreibung zu beteiligen. Diese sympathische „Borniertheit“ und die steten Versuche, die verschütteten Traditionen von Demokratisierung und Emanzipation ins Rampenlicht der Historiografie zu rücken, machen das Buch zu einer überaus anregenden Lektüre. Dazu zählt Eleys Bemühen, in allen Phasen die Bedeutung der Frauen und des Feminismus

für die emanzipatorischen Bewegungen zu betonen und dabei nicht vor massiver Kritik an sexistischen Traditionen im Sozialismus Halt zu machen. Auch sonst enthält das Werk scharfsichtige Auseinandersetzungen mit den Fehlern und Versäumnissen der Linken, sei es hinsichtlich des eigenen Autoritarismus und Stalinismus oder der Fragen von Rassismus und Imperialismus.

Eley versucht damit, die „reichen Ressourcen“ (S. 503) zu erhalten, die in der sozialistischen Tradition stecken, und er knüpft hier an Walter Benjamin an. Nach Benjamin besteht die Aufgabe der Geschichtsschreibung darin, angesichts der Zerstörungen, die die Geschichte hinterlassen hat, die Erinnerung an das Zerstörte und an die Opfer der Geschichte zu bewahren. Allerdings bleibt dieses Anknüpfen auf halbem Wege stehen. Denn Eley räumt den Siegen der Linken einen weitaus größeren Raum ein als ihren Niederlagen.

Am wenigsten noch macht sich dies in der Beurteilung der Erfolgsphase des sozialdemokratischen Modells zwischen 1945 und 1968 bemerkbar, ist diese Phase doch bereits selbst in der Gefahr, dem historischen Vergessen anheim zu fallen, und ihre Erinnerung daher emanzipatorische Geschichtsschreibung im Sinne Benjamins. Weit mehr Skepsis muss dagegen Eleys Urteil der Neuen Sozialen Bewegungen erwecken, in denen er ein Modell für linke Politik in der postfordistischen Ära sieht, wobei deren weitgehende Integration in die bestehenden Gesellschaften völlig aus dem Blick gerät. Nur so können in den westdeutschen Grünen oder dem italienischen postkommunistischen Bündnis „Olivio“ linke politische Kräfte ausgemacht werden.

Besonders problematisch wird dies in Eleys ureigenster Forschungsdomäne, der Zeit des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Hier wäre eine eingehende Analyse der Verbindungen zwischen radikalem Nationalismus und den verschiedenen Strömungen der Linken für die Frage nach den Ursachen des Scheiterns des revolutionären Projektes und des Aufkommens des Faschismus unerlässlich gewesen. Eley verschenkt leichtfertig die Stärken seines früheren ideologiegeschichtlichen Ansatzes und greift über weite Teile der Darstellung auf eine klassische Ereignis- und Politikgeschichte zurück. Die Konsequenz ist eine Definition linker Politik als Demokratisierung, die zwar in einer Vielzahl politischer Entwicklungen den Einfluss der Linken nachweisen kann, deren immanente Kritik aber notwendig stumpf bleiben muss.